

Erzgebirgische Heimatblätter



Beilage der Obererzgebirgischen Zeitung

Nr. 28. — Sonntag, den 10. Juli 1932.

Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Buchholz i. Sa., Karlsbader Straße 21. — Fernruf Nr. 3242 u. Nr. 3243.

Dies Land bleibt deutsch!

Eindrücke von einer Pressefahrt ins judetendeutsche Gebiet.

Von Hans-Christoph Kaergel.

(Auszug aus den Blättern des Landesverbandes Sachsen im VDL.)

Es gibt ohne Zweifel kein Volk der Erde, das durch Gewaltpolitik so gezwungen wurde, daß zwei Fünftel seines Volkstums in anderen Staaten leben müssen, wie das deutsche Volk. Man müßte meinen, daß die im Reich verbliebenen 60 Millionen zu den außerhalb der Grenzen lebenden 40 Millionen Deutschen ein besonderes Treueverhältnis hätten. Man stelle sich nur einmal vor, Frankreich wäre in derselben Lage, zwei Fünftel seines Volkes außerhalb seiner Grenzen zu wissen.

Mit welch starkem Gefühl und dem Einsatz aller Kräfte würde dieses Volk sich mit den losgelösten Brüdern verbunden fühlen.

Wenn wir von den Deutschen außerhalb unserer Grenzen sprechen, so sind sie uns schon gefühlsmäßig oft genug Ausländer. Wir finden uns einfach mit der Tatsache ab, daß sie andere Staatsbürger sind und vergessen dabei ganz, daß das Land, in dem sie wohnen, in viel tieferem Sinn oft Deutschland ist als die Gebiete, die jetzt noch im Deutschen Reich geeint sind. Denn nicht jede deutsche Provinz im Reich kann auf über tausendjährige deutsche Kultur hinweisen, wie es etwa unser Nachbarland, das judetendeutsche Land, tun kann. Trotzdem hat sich im Reich schon hier und da die Unsitte eingebürgert, einen judetendeutschen Vertreter einfach als Tschechen zu bezeichnen. Namentlich die Sportberichte von internationalen Wettstreiten bringen das Erstaunliche fertig, daß judetendeutsche Weltmeister in der reichsdeutschen Presse als Tschechen bezeichnet werden. Die Schamröte steigt einem ins Gesicht, wenn man solche deutschen Menschen dann in der Berlebung ihres heiligen Rechtes, sich als Deutsche zu fühlen, mit Tränen in den Augen davon sprechen hört. Ist es nicht auch so, daß schon die Grenze für uns den Schauer auslöst, als begäben wir uns in das Ausland? Man mag immer wieder darauf hinweisen, daß wir ein Grenzvolk sind und als Nachbarn kein fremdes Volk haben, sondern das gleiche brüderliche

Volkstum — es hilft nichts. Die wenigen Grenzbeamten des fremden Volkstums genügen, um den Reisenden einen Schauer einzujagen und das Gefühl aufkommen zu lassen, man komme ins Ausland. Kein Wunder, daß auch die Wanderer dann schon die Menschen jenseits der Grenze als Ausländer betrachten, auch wenn sie dieselbe Sprache sprechen. Dazu kommt, daß unserem deutschen Volk die Not mehr oder weniger diktiert hat, an den Grenzen höhere Mauern aufzurichten, so daß wir fast

von einer chinesischen Mauer reden hören. Das mag gegenüber den Autarkiebestrebungen in der Welt anderen Völkern gegenüber als Notmaßnahme gerecht erscheinen. Daß wir aber dadurch gerade dem judetendeutschen Volke ein nicht wieder gutzumachendes Unrecht antun, das wird dabei oft nicht bedacht. Denn die Einschränkungen des Wanderverkehrs durch all zu scharfe Devisenbestimmungen sind es, die das Deutschtum jenseits der Grenze mit droffeln helfen. Der augenblickliche geringe Vorteil, daß nämlich das Geld im Lande bleibt, wiegt gar nicht den ungeheuren Schaden auf, den wir damit dem eigenen Volke zufügen.



Schloß und Schloßplatz in Teplitz

Nach einer Originalzeichnung von Ragimund Reimeisch.

Man muß durch die unermessenen Wälder des Isergebirges gewandert sein, die wie die Wälder des Schwarzwaldes sich auf den Bergen erheben, durch die lieblich eingebetteten Täler mit den schmucken Häusern gezogen sein, um das bestätigt zu finden, was überall als Notruf einem entgegengerufen wird. Denn die Wanderwege sind leer, die Gaststätten verlassen, und begegnet einem jetzt in den deutschen Gebirgen ein Wanderzug, so dringen schon tschechische Laute und Lieder einem entgegen. Es ist immer noch so wie zur Zeit der Völkerwanderung. Wird ein Gebiet verlassen, so stößt ein anderes Volkstum vor, und da die deutschen Wandergebiete im Jeschken-, Iser- und Riesengebirge mehr und mehr von den deutschen Wanderern verlassen werden, setzt planvoll der Zug der Tschechen aus dem

Inlande ein, um auch die treudeutsche Bevölkerung allmählich zu zwingen, sich auf das fremde Volkstum umzustellen.

Man müßte meinen, daß gerade ein so bedrängtes Volkstum von den deutschen Brüdern besonders überlaufen würde; um durch den Besuch schon allein zu helfen. Statt dessen erschweren wir aber die Wanderung zu den eigenen Brüdern, wo wir es nur können. Das geht sogar so weit, daß die eigene nationale Sicherheit gefährdet ist. Wir haben uns zu stark auf unsere eigenen innerpolitischen Kämpfe eingestellt und scheinen den täglichen Kleinkampf des Volkstums jenseits der Grenze, der uns ja mitangehen müßte, ganz zu vergessen. Was drüben einmal verloren geht, ist ein Verlust, der uns selbst mit trifft. Denn glückt es dem tschechischen Volkstum, mit den überlegenen Machtmitteln des Staates, immer tiefer den Keil in das kerndeutsche Gebiet vorzutreiben, so rückt tatsächlich die einzig natürliche Grenze, die Sprachen- und Volksgrenze, immer näher an die Staatsgrenze heran, und das ist eine Gefahr. Die sogenannte Forstreform, Enteignung der Grenz-wälder, ist nur eines der klug ausgedachten Mittel, das Deutschtum in seiner Kraft zu brechen. Denn die gesamte Forstverwaltung kam damit in die Hände des Staates, und das brachte die Umwandlung mit sich, daß auch die Forstverwaltungsstellen und Arbeiterstellen mit Tschechen besetzt wurden. Wie ja überhaupt der ganze Staatsbetrieb rein in tschechische Hände gelegt wurde. Damit erreichte man auch, daß in rein deutschen Städten, die bis dahin zu 100 Proz. deutsche Bevölkerung hatten, das Tschechentum einbrach. Aber es ist eine bekannte Tatsache, daß das Volk sich nur behauptet, das in seinen Grundschichten im Bauerntum und im Kleinbürger echt ist und stark. Das ist der einzige Trost, den man empfängt, daß diese Schichten des deutschen Volks jetzt viel stärker sich ihres Volkstums bewußt sind. Denn die viel gerühmte Intelligenzschicht ist tatsächlich in volkstümlichen Fragen nicht immer so zuverlässig.

Es ist vielleicht die schönste Erinnerung an die Besuche des Volkstums, daß man aus dem Munde der Bauernführer das Wort hörte: „Wir wissen, daß wir allein stehen und daß wir uns selbst helfen müssen, aber man soll uns drüben im Reich wenigstens nicht vergessen und uns dort nicht im Stich lassen, wo nicht einmal ein Opfer von den Deutschen im Reich verlangt wird, sondern nur ein Verstehen!“

Der Waldschwarze

Eine erzgebirgische Dorf- und Pöschergeschichte von Karl May, dem Schriftsteller und Erzähler der spannenden Indianer-Geschichten.
(3. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„Woher soll er das wissen?“ frug Frieder.

„Ich hab's ihm selbst gesagt. Er war schon einmal hier in Rothenwalde und hat es gleich so getan, bis ich mirs verbat und ihm ausgewichen bin.“

„Was sagt der Vater dazu?“

„Er leistet ihm Vorschub, und ich bekomme viel böse Worte, weil ich es mir nicht gefallen lasse. Er fängt schon an, Gewalt zu gebrauchen, denn er hat mir befohlen, heut nachmittag zum Tanz zu gehn. Der Feldwebel hat ihn drum ersucht.“

Wir kamen zu einem Bundestag der Deutschen in Böhmen am Fuße des Jeschken. Ein langgestrecktes Dorf, ins Tal gebettet ein deutsches Reihendorf, wie in Sachsen und in Schlesien. So liegt Kriesdorf im Felderfrieden des Sonntags. Dieses Bauerndorf war für den ganzen Gau des Jeschken- und Isergebirges an einem Tage zu einem Brennpunkt des völkischen Ringens geworden. Auch das kleinste Haus war mit Birken umstellt und mit grünem Reisig geschmückt; denn diesem deutschem Dorfe war jeder Fahrenschmuck verboten worden. Am Eingang des Dorfes stand als Hüter der Ordnung mit aufgezopftem Bajonett die fremde Staatsgewalt. Ueber Nacht mußten die Willkommen-Schilder und Plakate, die rote Anfangsbuchstaben zeigten, schwarz überpinselt werden, weil auf einem weißen Schilde mit schwarzen Buchstaben die drei Farben schwarz-weiß-rot herauszudeuten gewesen wären! An Stelle der Fahnen leuchtete nun das Grün der Hoffnung aus dem Walde! Da saßen die Bauern und Bürger der Dörfer und Städte zusammen und bekannten sich in dem Dorfwirtshausaale stärker denn je zu ihrem Volkstum. Was hier als Grundforderung für das Volkstum ausgesprochen wurde, das tate Not, auch unserem Volke im Reiche zugerufen zu werden. Ebenso wurde die ganz kategorische Forderung der Pflicht an den einzelnen gestellt, keinen Quadratcentimeter deutschen Bodens an fremdes Volkstum zu geben und das Land nicht mehr zu entvölkern durch den Wahnsinn des Zweifindersystems. Das deutsche Volk wird sich nur halten durch eine vernünftige Bevölkerungspolitik. Die Grundlagen sind in dem an sich



Auf dem Sockel des von den Tschechen gewaltsam entfernten Denkmals Josefs II. haben die Deutschen in Wartenberg i. B. ein Hans-Kudlich-Denkmal errichtet.

gefunden Bauerntum des sudetendeutschen Menschengeschlages gegeben. Die Vernichtung der Industrie, die einst das ganze sudetendeutsche Land so reich und sicher gestaltete, darf nicht zu einer Vernichtung des deutschen Volkstums führen. Dazu ist der Boden noch zu reich und zu gesund. Es ist ja nicht wahr, daß wir nur die Sudetendeutschen beschenken, wenn wir hinüberkommen und durch unseren Besuch sie unterstützen. Wir erleben es stärker als zuvor, daß wir die Beschenkten waren; denn wo man hinkam, fand man ohne Unterschied der Parteien ein Ringen um die deutsche Seele. Ja, man erlebte sich selbst wieder als Glied des Volkes, und dieses herrliche Wort, das nirgends mehr geschrieben werden darf, das ist jetzt dort in den Himmel geschrieben, und jeder kennt es, und jedem ist es wie ein Gebet: „Dies Land bleibt deutsch!“

„Und was wirst du tun?“

„Ich weiß nicht; ich mag nicht hin, und dennoch muß ich wohl, wenn der Vater drauf besteht. Ich dachte, ich wollte dich treffen und deinen Rat hören.“

Sie bemerkte nicht, daß sie sich widersprach. Also war sie doch zum Grabe gekommen, weil sie Frieder hier zu finden hoffte.

„Warum den meinigen, Martha?“

„Weil er der beste ist, den ich bekommen kann“, antwortete sie einfach.

„So geh nur immer hin; es wird dir nichts geschehn!“

„Aber wenn er mich zum Tanz auffordert?“

„So sagst du ihm, du seist schon versagt.“

„An wen?“

„An mich, Martha.“

„So wirst du auch dort sein?“

„Dir zuliebe. Oder willst du dich lieber an einen andern verjagen?“

„Nimmermehr! Ich hab nicht oft getanzt, und du bist der einzige, mit dem ich es wieder versuchen möchte. Nun aber muß ich fort; der Vater will das Mahl beizeiten haben.“

Sie ging. Er blieb gedankenvoll stehn.

Nach einer Weile ging auch Frieder. Daheim schloß er einen unausschießbaren Gang vor, bat, ihm das Mittagessen aufzuheben, und begab sich auf einem weiten Umweg in den Wald. Bei dem Stein angekommen, hob er ihn empor; es lag kein Zettel da, und nun verbarg er sich erwartungsvoll in seinem früheren Versteck.

Seine Vermutung bestätigte sich bald. Der Feldbauer kam, suchte erst vorsichtig, doch ohne den Lauscher zu bemerken, die Umgebung ab und legte dann ein Papier unter den Stein, worauf er sich schleunigst entfernte. Schnell war Frieder bei dem Granit, hob ihn empor und las: „Beim alten Stollen um neun Uhr.“

Was nun geschah, konnte er sich denken. Er verließ behutsam den Ort und ging nach Haus. Später besuchte er die Nachmittagskirche, um den Kantor an der Orgel abzulösen, und begab sich dann, als nach beendigtem Gottesdienst die jungen Leute zum Tanz gingen, in die Schenke.

Als er dort eintrat, war die Stube von den Soldaten und den Ortsbewohnern so gefüllt, daß kaum noch ein leerer Platz zu finden war. Der Gebirgsbewohner kann der Natur ihre jährlichen Spenden nur unter doppeltem Schweiß und saurer Mühe abringen; winkt ihm aber einmal das Vergnügen, so säumt er sicher nicht, sondern gibt sich ihm ohne Zögern und Verweilen hin.

„Sind die Musikanten bald da?“ fragte der Feldwebel, der am großen Tisch den Vorsitz führte, den Wirt. „Wie lange soll man hier warten, bis es losgeht? Wenn die Glocke erklingt, gehts in die Kirche, und wenn der Tanz nicht sofort beginnt, werde ich läuten!“

„Sie kommen sogleich hinauf, und Mädels sitzen auch schon genug dabei“, lautete die Antwort.

„So trinkt aus und kommt in den Saal!“

Frieder konnte sich denken, daß Martha nicht gleich beim Beginn zugegen sein werde; er setzte sich so, daß er ihr Kommen bemerken mußte, und wartete. Als er sie endlich erblickte, war sie nicht allein, sondern die Mutter befand sich bei ihr. Einige Minuten später erhob er sich und ging hinauf. Sie saßen an einem kleinen Seitentisch allein, und eben brachte der Feldwebel einen Stuhl herbei, um an ihrer Seite Platz zu nehmen.

Noch eine Seite des Tisches war frei. Frieder schritt sofort hinzu, grüßte höflich und fragte:

„Ist erlaubt, mit Platz zu nehmen?“

„Nichts ist erlaubt“, erwiderte der Buschwebel. „Schaff dich auf die Seite; es ist noch Raum genug im Saal!“

Frieder maß ihn mit gleichmütigen Augen von Kopf bis zu den Füßen.

„Mir scheint“, entgegnete er, „Sie befinden sich nicht allein hier am Tisch, Herr Feldwebel; die beiden Damen haben jedenfalls das gleiche Recht, über meine Frage zu entscheiden. Die Bruderschaft aber bringen Sie bei Ihresgleichen in Anwendung! Bei mir kommt sie an den Unrechten!“

Er wiederholte seine Bitte vor den Frauen, und da diese zustimmend nickten, so winkte er dem Aufwärter, der eilig einen Stuhl herbrachte.

„Sind Sie schon für den nächsten Tanz versagt?“ fragte er Martha.

„Nein.“

„Darf ich Sie darum bitten?“

„Gern.“

„Auch dann die übrigen?“

„Auch diese!“

„Dank! Ich werde Sie nicht ermüden, sondern von Ihrer Erlaubnis nur dann Gebrauch machen, wenn ich bemerke, daß Sie es wünschen.“

„Das geht nicht, das kann nicht gelitten werden!“ fiel da der Feldwebel eifrig ein. Er kannte Frieder nicht, obgleich er von ihm gehört hatte, und da sich dieser in der Kleidung durch nichts auszeichnete, war er der Meinung, einen gewöhnlichen Bauernburschen vor sich zu haben. „Kein Mädel hat das Recht, sich für den ganzen Tag an einen einzigen zu versagen. Du hast den ersten Tanz, und den zweiten hol ich mir!“

„Ich bitte nochmals, das Du hinwegzulassen, Herr Feldwebel! Sie hören, daß ich Ihnen Ihre Ehre gebe; weigern Sie sich aber, an dieser Stelle anständig zu sein, so werde ich dafür sorgen, daß eine notwendige Aenderung eintritt!“

„Was, Kerl, du willst mich von hier wegiagen und hast dich doch selber nur hinzugehängt? Soll noch vor dem Tanz das Geschlage losgehn, so ist's am besten, es beginnt gleich. Beh fort, sonst schlag ich dir das Seidel auf den Kopf!“

Er hatte sich erhoben und griff nach dem Bierglas. Mutter und Tochter sprangen erschrocken auf; Frieder aber blieb ruhig sitzen und sagte mit gleichmütigem Lächeln:

„Es fällt mir nicht ein, mich an des Königs Rock zu vergreifen; werde ich aber zur Abwehr gezwungen, so kommt die Verantwortlichkeit nur auf Sie.“ Und sich zu Martha und ihrer Mutter wendend, bat er: „Bleiben Sie nur immer ruhig sitzen! Es geschieht Ihnen nicht das geringste. Ich verstehe es schon, mit solchen Herren umzuspringen, die nicht zu wissen scheinen, was sie ihrer Kleidung schuldig sind.“

„Was? Umspringen willst du mit mir, dem Feldwebel, an den sich keiner wagt? Da hast du den Topf ins Gesicht!“

Er erhob das Glas zum Schlag. Im Nu aber hatte ihn Frieder beim Gürtel erfaßt, hob ihn hoch empor — ein lauter, vielschalliger Schrei erscholl durch den ganzen Saal — der Feldwebel flog in einem weiten Bogen zum Fenster hinaus, dessen Flügel offenstanden.

Die meisten Soldaten eilten aus dem Saal und die Treppe hinab, um nach ihrem Vorgesetzten zu sehn; die übrigen jedoch machten Miene, seine Niederlage zu rächen. Sie drangen auf Frieder ein. Dieser trat ihnen furchtlos entgegen.

„Wer noch durchs Fenster will, der komme herbei!“ rief er.

Seine Augen bligten, und seine Arme streckten sich ihnen, von denen keiner ihm bis an das Kinn reichte, drohend entgegen. Sie stockten; die klugen Musikanten fielen mit einem lustigen Walzer ein, und wirklich verfielen die Töne auch hier ihre Wirkung nicht: die Angreifenden zogen sich zurück und wurden durch die anretenden und bald sich drehenden Paare zerstreut. Einige Augenblicke später befand sich kein Soldat mehr im Saal; sie standen alle unten beim Feldwebel, der Kriegsrat mit ihnen hielt. Er war in die Zweige eines grad unter dem Fenster stehenden Baumes gestürzt und arg zerrissen und zerkrast, innerlich aber nicht beschädigt worden.

„So etwas kann nur der Bachfrieder wagen“, meinte er, die Spuren des Sturzes soviel wie möglich beseitigend. „Hätte ich gewußt, daß er es ist, so wäre ich vorsichtiger gewesen und hätte mich nicht unvermutet packen lassen. Jetzt muß ich nach Haus, um die andre Uniform anzuziehen; diese hier muß zum Schneider. Nachher aber komm ich wieder, und dann wird sichs finden, was wir tun. Geht hinauf und wartet, bis ich zurückkehre!“

Frieder saß ruhig bei den Frauen und unterhielt sich gut mit ihnen. Die Feldbäuerin war eine hohe, früher wohl kräftige Gestalt, jetzt aber hatte das Leid sie geschwächt und gebeugt und den bleichen, einst jedenfalls schönen Zügen seine tiefen Spuren eingegraben. Sie besaß eine über ihren jetzigen Stand weit hinausgehende Bildung, deren segensvolle Wirkung Frieder an der Tochter deutlich erkannt hatte. Sie war erfreut, einmal ein Gespräch führen zu können, das ihr bei dem einfachen Leben des Dorfes einen seltenen Genuß bereitere.

Frieder bemerkte, daß die Soldaten zurückkehrten, sah auch die Blicke, die sie ihm zuwarfen, und ahnte, daß der kaum beendete Streit eine Fortsetzung finden werde, doch ließ er die Frauen nichts davon merken. Eben wurde ein sanfter Dreher angefangen.

(Fortsetzung siehe Seite 6.)

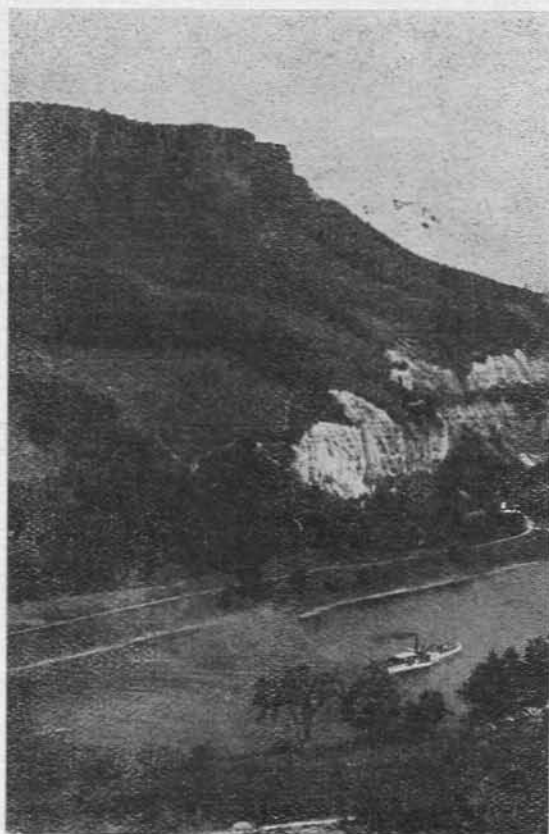
Mit der Sächsisch-Böhmischen Dampfschiffahrt (A.-G.) Dresden elbaufwärts.

Die Sächsisch-Böhmische Dampfschiffahrt Aktiengesellschaft, Dresden, unterhält den Personenverkehr mit 27 neuzeitlich eingerichteten Schiffen auf der an Naturschönheiten so reichen Strecke der Elbe zwischen Leitmeritz und Mühlberg. Welche Fahrten der Fahrgast auch immer unternimmt, sei es elbaufwärts in die zerklüfteten Sandsteinfelsen der Sächsischen Schweiz, oder in die bis zur Endstation Leitmeritz an beiden Ufern sich hinziehenden Berge, sei es elbaufwärts zwischen die welligen Hänge des Niederlandes, überall überkommt ihn in der reinen, nerven- und herzstärkenden Elbluft das angenehme Gefühl wohliger Ruhe, wenn er vom Schiffe hinausschaut in die prachtvolle Natur. Und jedem Naturfreund und Erholungsbedürftigen wird durch Ausgabe billiger Wochen- und Werktagstickets die Möglichkeit gegeben, sich auf den schmucken Schiffen, die eine gute Bewirtung an Bord haben, zu erholen.

Wir beginnen mit der Fahrt am Terrassenufer und fahren stromaufwärts, dem Elbsandsteingebirge, der sächsischen Schweiz entgegen. Zur Linken begleitet eine Hügelkette unsern Weg. Die Loschwitzer Höhen. Dort oben suchen jährlich hunderte Heilung von allen möglichen Leiden, denn dort liegt der „Weiße Hirsch“, Dresdens bekanntester Badeort. Zur rechten Seite in der Fahrtrichtung zeigt sich das Krematorium mit dem in einem dunkeln Kiefernwaldchen verborgenen Urnenfriedhof. Im Weiterfahren tauchen deutlicher und deutlicher künstlerisch gepflegte und beschnittene Baumgruppen auf, Zierden eines Parkes, der das alte Lustschloß des Hauses Wettin, Pillnitz, umgibt. Der Strom umfließt hier eine kleine Insel, die, dem Schloß gerade gegenüberliegend, ein Vogelschutzparadies darstellt. Man findet hier noch viele Vogelgattungen, die sich im allgemeinen vor den Menschen in die unwirtlichsten Gegenden zurückgezogen haben. Schloß, Park und Insel in ihrer Gesamtheit gleichen einem Paradies. Der Fluß macht einen Bogen und entzieht uns so diesen herrlichen Anblick. Durch die äußersten Ausläufer des Elbsandsteingebirges gelangen wir bald zu seinem Kern. Hier bietet sich ein einzigartiger Ausblick in die herrliche und absonderliche Bergwelt. Nichts ist hier von den vollen, dichtbewaldeten Hügeln, wie z. B. bei uns im Erzgebirge, zu sehen. Aus der Ebene heraus steigen die schroffen und bizarren Felsbildungen,

gen, die diesem Gebirge seine Eigenart geben. Früher war das ganze Gebiet eine einzige ausgedehnte Hochfläche, und in jahrtausende langer Arbeit hat sich die Elbe ihren Weg durch den weichen Sandstein gefressen. Regen und Wind sind gekommen und haben hier vernichtet und haben da aufgebaut, indem sie die Abbaustoffe zusammentrugen und so die Bedingungen für die Fauna geschaffen, die heute unser Auge entzückt.

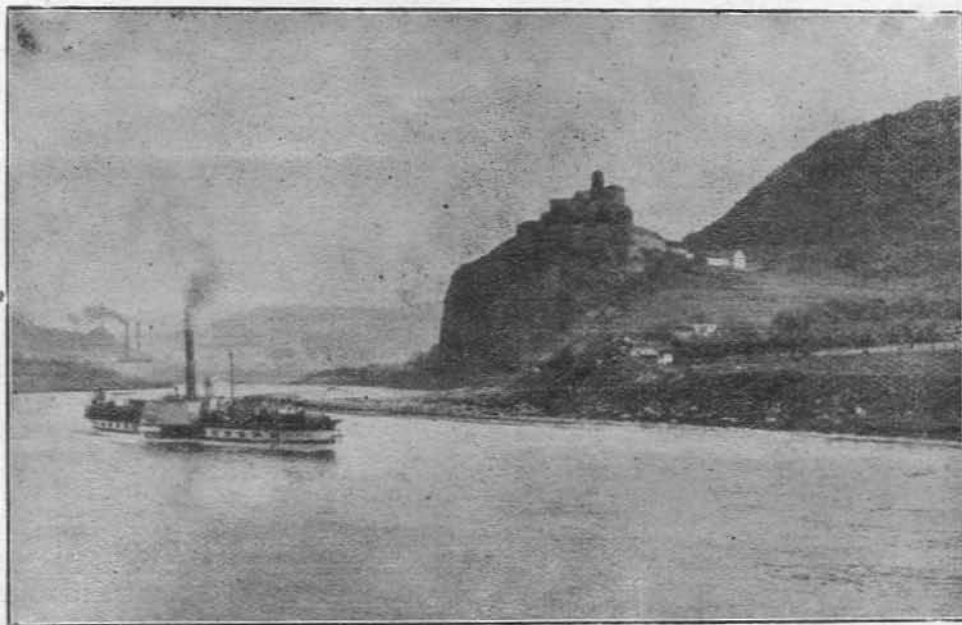
Rechts von uns taucht jetzt die erste bekanntere Eisenbahnstation vor uns auf: Pöhscha-Wehlen. Wehlen ist einer der beliebtesten Ausgangspunkte für Ausflüge in das Basteigebiet. Der bekannteste und begangenste Weg nach der Bastei führt von hier durch den Utterwalder Grund. Ein herrliches Stück Natur bietet sich dem Wanderer dar, wenn er nach längerem Marsch durch verhältnismäßige Waldeinsamkeit nach der Bastei kommt. Die Bastei ist ein hoher, weit ausladender Felskegel, der, mit Gittern umgeben, ein unendlich weites Blickfeld bietet. Tief unten, fast am Fuße des Felsens, auf welchem wir stehen, zieht die Elbe majestätisch ihre Bahn. Schlangengleich und ewig. Paddelboote erscheinen von dieser Höhe wie Wasserkäfer, Elbdampfer wie Paddelboote. Hinter diesem bekanntesten Aussichtspunkt sind einige andere Felsen, die wie lange Nadeln hochragen, durch eine künstliche Brücke verbunden: Die Basteibrücke. Fürwahr eine kühne Tat, hier oben in schwindelnder Höhe ein solches Bauwerk zu vollbringen. Unser braves



Lilienstein.

Schifflein fährt nun Rathen entgegen. Es ist ein kleines, sauberes Städtchen mit einer reichen Fremdenindustrie. Während wir an Rathen vorbeifahren, blicken wir vorwärts und sehen zu

beiden Seiten der Elbe je einen mächtigen Felsen aufragen, deren einer mit einer Festung gekrönt ist, zu deren Füßen, gleichsam in ihrem Schutz, die roten Dächer einer Stadt leuchten: Königstein mit der gleichnamigen Stadt ist es und auf der Gegenseite der Lilienstein. Vom Schiffe aus nicht zu sehen liegt hinter dem Königstein gleich noch ein solcher Felskegel: der Pfaffenstein. Erwähnenswert, weil man ihn durch einen sehr schmalen Gesteinspalt, das Nadelöhr erklimmen kann. Doch die Hauptsache



Schreckenstein.

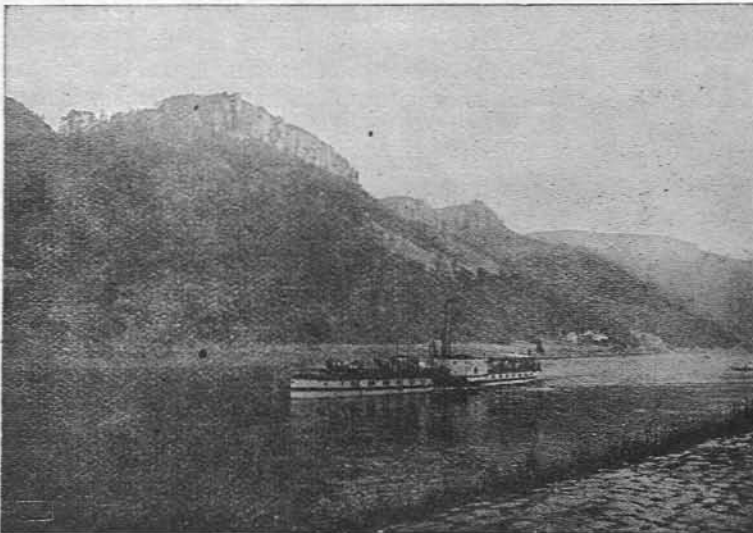
Doch die Hauptsache ist, daß man vom Gipfel des Pfaffensteines, auf dem sich übrigens ein zweiter wenig bekannter Ruhstall befindet, in greifbarer Nähe den schwierigsten Kletterfelsen der sächsischen Schweiz

bewundern kann: die Barberina. Es wird in dem Elbsandsteingebirge sehr viel geklettert, und dieses Klettern ist durchaus nicht ungefährlich. Während uns der landschaftlich zwar sehr schöne Lilienstein nichts Besonderes zu sagen hat, könnte uns der Königstein in bunter Reihe Geschichten und Anekdoten erzählen.

Das in unserem Bilde dargestellte Schloß Hirschstein erreicht man stromabwärts und gilt als Ausflugsort der Stadt Meißen. — Doch wir müssen weiter, unserm Schiff gehorchend. Und schon fesselt das andere Elbufer unser Auge wieder. Weit hin erstrecken sich hier schmucke Häuschen, von den größeren Bauten der Hotels unterbrochen. Schandau grüßt uns als der vornehmste Kurort der sächsischen Schweiz. Eng lehnt es sich an die steilen Felswände an, die hinter ihm emporsteigen seine



Schloß Hirschstein.

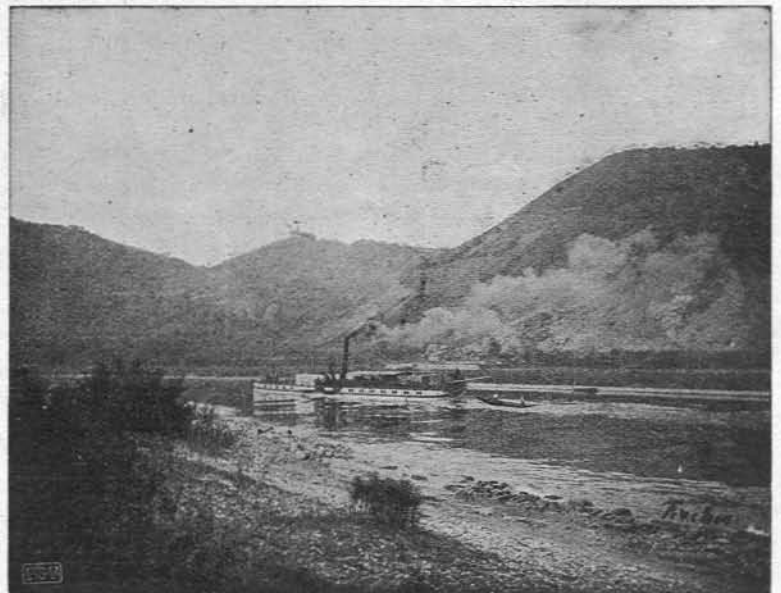


Blick zum Rosenkamm bei Niedergrund.

ganze Länge begleitend. Unsere Gedanken rufen die wunderschönen Ausflüge wach, die von hier aus in das romantische Schrammsteingebiet führen. In dieser schwindelnden Höhe führen die Holzbrücken von Zinne zu Zinne und nicht satt wird das Auge von frohem Schauen. So ziehen sich diese Steilwände hin bis zu dem kleinen Dörfchen Schmiltka, das eben jetzt in unseren Gesichtskreis tritt. In nächster Nähe liegt der große Winterberg, die höchste Erhebung dieses Gebirges. Und dicht lehnt sich der kleine Winterberg an seinen großen Bruder an. Und nun kommt die Grenze. Tschechische Grenzbeamte suchen nach Zollwerten, fordern die Pässe. Der erste Ort auf böhmischer Seite ist Herrnskretsch, von mächtigen Felsen überragt macht es einen überaus lieblichen Eindruck. Unweit hinter diesem Ort erhebt sich das Prebischtor und befinden sich die beiden berühmtesten Schluchten der jetzt böhmischen Schweiz: Die wilde Klamm und die Edmundsklamm. Beides sind tief eingesägte, canonähnliche Gesteinspalten, die im Gegensatz zu den vielen anderen ähnlichen Gebilden dieser Art noch von dem Wildbach durchflossen werden. Künstlich hat man diesen nun zweimal gestaut, sodaß man heute Rähne hier fahren kann. Herrlich ist es, auf diesen Wassern dahinzugleiten, feuchtglänzende Wände neben sich und nur ein ganz kleines Stück Himmel über sich. Solch eine Rahnpartie ist ein Genuß. Rauchende Schlote grüßen von ferne: Bodenbach = Teitschen winkt. Nachdem wir hier angelegt haben, fährt unser Schifflein noch hinauf bis nach Aufzig, wo die Ueberfahrt am Schrecken-

stein zu Sonnenuntergang einzigartige Reize bietet. Genau wie am Rhein grüßt dort uralte Sage aus den Ruinen einer Burg hernieder und läßt selbst den Frivolsten verstummen. Das Gemälde, Ludwig Richters „Ueberfahrt am Schreckenstein“, hat diese Stimmung viel besser festgehalten, als tausend Worte tun können. Am Fuße des Schreckensteins wird die größte Staustufe der Elbe gebaut. Dem Schreckenstein gegenüber liegen auf Wannower Seite der Wortotisch mit strahlenförmig sich verzweigender Steinbildung und die Staudenspitze. Links folgt die Hohe Wostrey, an deren Fuße Birnai liegt. Von hier bieten sich dem Touristen schöne Wanderungen. Die nächste Haltestelle des Dampfers ist das von Touristen und Landschaftsmalern geschätzte Sebusen, dem nach kurzer Weiterfahrt Salefel mit seiner schönen Umgebung folgt. Salefel ist vielbesuchter Ausflugsort und Sommerfrische. Ein empfehlenswerter Spaziergang ist der nach dem Dubitzer Kirchlein. Bald darnach legt der Dampfer an der von knorrigen Baumriesen umsäumten Stadt Lobositz an. Nach einer knappen halben Stunde wird das Endziel, die freundliche Domstadt Leitmeritz erreicht. Von Bergen halbkreisförmig umrahmt, bietet diese Stadt ein schönes Panorama. Leitmeritz gegenüber liegt die frühere Festung Theresienstadt.

So haben wir nun unsere Fahrt beendet. Sie wird uns immer eine schöne Erinnerung bleiben.



Salefel mit Dubitzer Kirchlein.

„Willst du tanzen, Martha?“ fragte er, jetzt wieder in das trauliche „Du“ und den heimischen Dialekt zurückfallend, was beides er in Gegenwart des Feldwebels aufgegeben hatte.

„Wenn dir's recht ist, tanze ich gar nicht, Frieder. Ich hab hier kein Wohlgefallen daran und mag auch keinen Zank verschulden“, antwortete sie.

„Das ist mir grad lieb, Martha. Ich tanze auch nicht gern an solchem Ort und darf dir's also noch viel weniger zutrauen. Ich hab vollauf Genüge an unsrer Rede, die mich anmutet, als ob ich zu Haus sei bei der Mutter.“

Die Bäurin wollte diese herzlich gemeinten Worte beantworten, doch erstarb ihr schon das erste Wort auf den Lippen. Vorn an der Tür war der Buschweibel, der sich rasch umgekleidet hatte, wieder erschienen; hinter ihm folgte der Feldbauer, der von ihm alles erfahren hatte. Dieser warf einen schnellen Blick im Saal umher, ließ dann einen Tisch nebst vier Stühlen in die Ecke stellen und trat zu den Seinen.

„Steht auf, und kommt herüber. Ich werde euch lehren, mit Lumpen zu verkehren!“

Die Frauen blickten erschrocken auf Frieder. Dieser winkte ihnen unbefangen lächelnd zu und sagte nur:

„Ich muß nun verzichten auf die Gesellschaft, aber auf das andre nicht, Martha. Brauchst Schutz, so bin ich da!“

„Der Schutz bin ich, du Lasse; du bist unnütz dazu. Kein Mensch wird dich gebrauchen“, fuhr ihn der Bauer wütend an, indem er die Tochter beim Arm ergriff und sie über den Saal mehr stieß als führte. „Hier, Feldwebel, hast du die Tänzerin, und wir wollen sehn, wer was dagegen hat.“

„So tanze ich gleich jetzt auf der Stelle! Vorwärts, Mädels, und aufgepaßt, Kameraden; wer stört, der fliegt hinaus!“ erwiderte der Buschweibel, nahm Martha aus der Hand des Stiefvaters und stellte sie an die Spitze der Schar, die zum Tanz bereit stand.

Ein halbblautes Murren erhob sich unter den anwesenden Burschen, teils über die Behandlung des von allen geachteten Mädels, und teils darüber, daß der Feldwebel sich nicht an den ihm zugehörigen, hintern Platz, sondern voranstellte. Martha warf einen bittenden Blick auf Frieder, der sich schnell erhob und hatte. Sie wollte lieber mit dem Verhafteten tanzen, als den Jüngling einer Gefahr aussetzen. Aber schon stand dieser in der Mitte des Saals und winkte der Musik Schweigen. Dann schritt er auf den Feldwebel zu und erklärte mit lauter Stimme:

„Die Tänzerin ist mein; sie hat sich mir versprochen. Bitte, Martha, deine Hand!“

Der Feldwebel hielt das Mädchen fest und zog es einige Schritte zurück.

„Herbei, Soldaten, es geht los!“ rief er.

Frieder trat zurück und wandte sich an die Dorfburschen.

„Wer hat Herz und hält zu mir? Herbei, wer was auf seine Tänzerin gibt und sich nicht verschimpfieren lassen will!“

Im Nu waren die Jacken herunter, und sämtliche jungen Leute standen bei ihm.

„Kellner, die Tür weit auf!“ gebot Frieder und trat auf seinen Gegner zu.

„Jetzt gilt's die Wahl, Herr Feldwebel! Sie haben den Krieg erklärt, und er mag losgehn: entweder bekomme ich meine Tänzerin oder“ — er erhob mit deutlicher Bewegung den Arm — „erst durch das Fenster, jetzt durch die Tür!“

Die Soldaten sahn die nervigen Arme der Bauernburschen und deren weit überlegene Zahl; sie zogen sich langsam von dem Feldwebel zurück. Dieser bemerkte die Flucht; er erkannte, daß seine Partei trotz der Stärke des Feldbauers und auch seiner eignen Unerfrohenheit den Kürzern ziehen werde, und ließ die Hand von Martha.

„Schön, so gehts auch ohne Kampf“, meinte Frieder.

„Wer blanke Knöpfe am Rock hat und in fünf Minuten noch im Saal weilt, wird hinausgeschafft. Ich will euch zeigen, was es heißt, sich unsern Mädels aufzuzwingen und dazu zum Kampf zu blasen! Vorwärts, angetreten zum Tanz!“

Die Musik fiel ein; er tanzte, obgleich der Feldbauer es wehren wollte, mit Martha vor; die andern folgten, und die

Soldaten schlichen einer nach dem andern aus dem Saal. Nur der Buschweibel blieb beim Feldbauer stehn. Als die gegebene Frist verlaufen war, trat Frieder zu ihm:

„Links schwenkt, marsch!“

Er faßte ihn beim Kragen. Da trat der Bauer an ihn heran. „Den läßt gehn, sonst hast's mit mir zu tun!“

„Ich hab gesagt, daß ich dir aus dem Wege geh, Feldbauer, doch komm mir nicht in den meinen! Der Feldwebel geht hinaus und damit basta!“

„Er bleibt hier! Und mein Mädels gibst her; es hat keiner ein Recht darauf, als der, dem ich es gebe!“

„Was hast für ein Recht zu vergeben? Bist etwa der Vater oder Vormund?“

„Der Vater bin ich und befehle, daß sie kommt!“

„Der Stiefvater bist du, der Henker und Peiniger. Aber das sag ich dir, Feldbauer, wenn die Martha über dich klagt, daß du ihr den Streit entgelten läßt, so laß ich sie dir von der Obervormundschaft wegnehmen. Sie soll hier bei der Mutter sitzen, doch nur so lange es mir gefällt, nicht dir! Jetzt nochmals vorwärts!“

Der Buschweibel legte die Hand an den Degen und machte Miene, ihn zu ziehn; sofort aber flog er unter die bereitstehenden Burschen hinein; diese schoben ihn weiter, einer dem andern zu, und er kam durch die Tür und die Treppe hinab, eh er nur den leisesten Widerstand zu leisten vermochte. Innerlich beschämt, doch ohne dies zu äußern, verließ er die Schänke, wo er zweimal nacheinander die schmachvollste Niederlage erlitten hatte, und begab sich nach seinem Quartier. Als er am Bachhof vorüberging, schüttelte er drohend die Faust.

„Das werde ich dem Frieder gedenken! Er und der Waldschwarze, sie sind mir verfallen, der eine wegen der Liebe und der andre wegen der Ehre!“

Rache brütend saß er in der ihm eingeräumten Stube des Feldhofs, bis der Bauer mit Martha und ihrer Mutter nach Haus kam. Dieser hatte sich in dem Saal ruhig verhalten und kein Wort mit den Frauen gewechselt, sich auch auf dem Heimweg völlig schweigsam gezeigt. Die Drohung Frieders, sich an die Obervormundschaft zu wenden, hatte ihre Wirkung nicht verfehlt. Ueberhaupt war es nicht die unvergleichliche Körperstärke des jungen Mannes allein, sondern auch dessen geistige Ueberlegenheit, die Eindruck auf ihn gemacht hatte, wenn er dies auch weder sich selbst noch einem andern eingestehn mochte.

„Nun, hast dein Wort schön gehalten!“ meinte er, als der Feldwebel zu ihm in die Wohnstube trat. Die beiden hatten nicht lange gezaudert, Bruderschaft zu schließen. „Erst tußt, als willst ihn fressen, und dann weichst zurück, läßt dich gar hinauswerfen! Ihr Soldaten seid gar tapfere Leute, aber bloß mit der Zunge, nicht mit der Faust!“

„Sei still! Wo ist denn dein Beistand geblieben, den du mir versprochen hast? Als es zum Austrag kommen sollte, bist dagestanden, als ob dir die Ernte verpagelt wär. Dir schadet's nichts, wenn dein Gesicht ein paar Schwielen und Striemen weiter erhält; bei mir aber ist das anders. Was soll der Leutnant sagen, wenn ich gezeichnet oder vielleicht gar zum Dienst untauglich gemacht werde?“

„So steck die Hände in die Hosentasche, und ich will dich in den Glaschrank legen; da bist gut aufbewahrt! Aber nimm den Rat von mir, daß du die Sache zur Anzeige bringst. Man hat sich an des Königs Rock vergriffen, und da ist große Strafe drauf gesetzt!“

„Du redest wie ein Buch — aber was für uns! Die Martha hat sich versagt, und ich hab sie auf deine Aufmunterung nicht hergegeben, vielmehr meine Leute zum Kampf gerufen. Ich allein bekomme die Schuld und muß nur noch froh sein, wenn ich nicht selber angezeigt werde. Und wem verdanke ich das? Deinem Mädels und dir! Sie ist in ihn vernarrt, das hab ich gleich gesehn; und du hast den großen Mund, aber die kleine Faust. So sind wir abgezogen wie der Fuchs, der den Schwanz im Eisen läßt!“

(Fortsetzung folgt.)

Nooch'n-Feierabend



s' Dunnerwatter

Von Alippico.

D'r alte Baurat Hanfstängel — Gott hob'n saalig — war e gar strenger un gefürcht'ter Gast, den seine Beamten un Abginge, wenn'r, wos öfterch vierkam, wie e brennets Kracheetl im Stroßen- un Wasserbauamt rimfaget. Na bei sen doch esu gemietling, arzgebirgischen Stroßenwartern war'r gefürcht' wie d'r Teifel. Denn gerod wenn die ne 'mol net gebraung kunnt'n, tauchet dar Mah uhverhofft auf — un wehe noochert den arme Sünder, wenn net alles klappet. Dunnerwatter off Dunnerwatter prasselte do off'n nieder, doß allemol über den Krawall ball 's ganze Nast reballisch wur'. Salberscht die aller-äl't'n, kniestagelichst'n Stroßenwarter huppel'n noochert rim wie gunge Haafle.

Aus all den Gründen hatten die Leit ihr'n höchsten Biergefehten den traffling Spigname: „s' Dunnerwatter“ abgehängt.

Am meesten vun all sen Kolleng war aber d'r alte Stroßenwarterveteran Hampel vun Bach verfolgt.

Schu dreimol hatt'n 's Dunnerwatter in kurzer Zeit hinterennanner d'rwißt, wie'r gemietlich in d'r Schänk' frühstücket oder eweng in sen klenn Hei'l rimkrawanzet. Wenn'r an die Tog zurückdacht', schüttel't'n noch gahrelang d'rnooch d'r Frost.

Als er nu kurz nooch sen leht'n „Reinfall“ wieder emol z'n Rapport auf'm Amt in d'r Stadt war, kloget'r sei Uhgelid sen alten Landfer, en Amtsdienner Ruppert dosalbst. Un dar hatt' ball e racht gute Idee. „Wachte wos, Hampel,“ maanet dar, „suball ich merk, doß 's Dunnerwatter naus in Dein Bezirk macht, schick ich D'r gleich e eilige Depesch', domit Du Dich d'rnooch eiricht'n last, galle?“ „Innu, Gottstaufend Dank!“ rief do sei Spezi begeistert aus. „Hah, dos gieht. Zeitlahms war ich D'r dos danken — un harschte, ze geder Kirmis kimmste sei mit Deiner ganzen Sippschaft naus za uns, do woll'n m'r noochert ordnlich fettlebe machen, galle?“ „Hah,“ maanet off diesen ahnammbare Bierschlog schmunzelnd d'r Amtsdienner, „werd gemacht“, un allseits huchbefriedigt schieden se vunennanner.

Eines schenn Tog's sprang off aamol d'r Amtsdienner Ruppert gahlings vun Mitogassen auf, krappset sei Dienstmüß' vun Nahl runter, fauset z'r Tür naus un kam erscht nooch reichlich 'ner viertel Stund ganz ohgeheht wieder z'rück, wu er drauf seiner d'rjochene Familie berichtet', doß'rs beinah vergassen hätt', sen Freind Hampel die versprochene Depesch' ze schicken, do doch heit nachmittig „s' Dunnerwatter“ mit naus in den sein Bezirk machen wollt. Nār gut, daß m'r'sch noch rechtzeitig eigefall'n is', murmel't'r, un seket zufrieden sei Affen fort.

Im die Zeit soß aber schu d'r Herr Baurat Hanfstängel, geloden v'r Buffet wie 'ne Strandkanone, in d'r Schänk vun Hampel sen Wohnort, denn'r hatt' den Warter wieder emol net ausfindig machen könne — weder off'n Bezirksstroßen noch d'rhamm in seiner Wuhning.

Als'r su ball wjee gute Stund' gewart' hatt', ruppets plöschlich de Schänktür auf un rei drehet's 's klaane Madel vun Kramer un Postagenten Mölbert, die e eilige Depesch' f'rn Stroßenwarter Hampel vun d'r Inspektiu aus d'r Stadt ohzegahm hatt', den Empfänger aber nirgends auftreib'n kunnt. D'r Schänk-wirtsdanel maanet uz den Madel: „Bei mir war d'r Hampel heit aa noch net, Hannel, wenn's aber was eisigs is vun Amt, do kaste dös Ding aa gleich en Herr Baurat salberscht gahm, dar siht dort an Fenster.“ Fruh, dös uhheimliche Papierl lus

ze warn, leget die Mad dös Telegramm off'n Herrn Baurat sen Tisch un huschet z'r Tür naus.

Dar nahm's ganz erstaunt nei de Händ', drehets im un im, broch's zögernd auf — un las: „Vorsicht, Dunnerwatter unterwegs, Bauinspektion.“ Starr, mit aufgerissene Ang, stieret'r off dos Schreib'n, namentlich off sen Spigname, denn'r längst schu gekannt hot. Sei Kopp lief auf wie e Rutzkräutl. Seine paar Haar off d'r Platt standen wie de Karzle un mit'n Maul murfelet'r, als wenn'r Rizinusöl gefoffen hätt. 'r leget dös ominöse Plaatl vierfichtig nei sei braune Aktentasch, zohlet sen Kaffee un störzet z'r Tür naus, wu'r mit'n alten Hampel, dar gerod z'r Tür reiwoollt', zammrammelet, dos 's den sei Schaufel wie d'r Bliß über de ganze Stroß wagladeret.

Raum war'n die Beeden wieder eweng in Gleichgewicht, do starret'n se enanner ah mit Ang wie Salznappele — un noochert brooch e Dunnerwatter über den v'r Schrack schu halbtuten Hampel lus, gehng den all die früher'n de renn Drackle war'n. Wie e Habicht schoß d'r Baurat off sei Beute lus un schrie kirchtrut v'r But: „Wo waren Sie wieder den ganzen Tag, Sie pflichtvergessener Mensch! Wo haben Sie wieder rumgebummelt, Sie Erzfaulenzler? Anzeigen, entlassen werde ich Sie, — Sie Abschaum eines Beamten, Sie...“ hier schnappet'n gelidlicherweis d'r Dten oh un nār lauter Gabserschn bracht's noch rausgewürgt.

Ihe wur aber d'r alte Hampel ruppich un bleeket sen Biergefehten ah: „Nu is aber genug, Herr Dunnerw... Herr Baurat! Dös brauch ich mir von Sie net gefall'n zu gelossen! Ich arbeit seit heit früh ununterbrochen drunten in Staabruch an Stroßenschotter un hob net gefaulenz! Un do fah ich's net riech'n, Herr Dunnerw... Herr Baurat, wenn Sie do sei! Dreißig Gahr bie ich numehro in Dienst, aber sitte Uhgerechtigkeiten hot mir noch niemand an ne Kopp nahgeschmissen! Beshwern war ich mich! Hah! dos war ich, Herr Dunnerw... Herr Baurat!“

„Halten Sie das Maul!“ schrier ne sei Chef, dar wieder eweng ze Dten kumme war, ah, zug aus seiner Ladertasch dos Telegramm, hielt's ne Hampel unter sei faasweiße Noof' un bleeket: „Wer hat Ihnen den Wisch hier gefandt? — Einstecken laß ich Euch ganze Bunde! Wegen Amtsmißbrauch, wegen Beleidigung verklage ich Euch! Brummen müßt Ihr Himmelhund, Ihr...“ pfafsich, war ne — Gott sei Dank — wieder de Luft wag.

D'r alte Hampel seket imständlich sei v'rbeilte Nickelbrill' auf, las die Depesch' halblaut v'r sich hie, — schmunzelet uhmerklich, als 'r de Unterschrift „Bauinspektion“ las, fraget sich sen blanken Schadel un maanet ganz uhschullig: „Herr Dunnerw... Herr Baurat, ich wach sei net, vun wann dos Ding kimm. Vielleicht hot sich gar aaner en Spaß mit uns gemacht.“

„Hm“, knurret do sei Chef, bei den de erschte Hiß eweng verraacht war, „Sie wollen also nichts von dieser Sache wissen. Na, ich werde es schon herausbringen — und dann gnade Euch Gott! An das Donnerwetter sollt Ihr dann denken Zeit Eures Lebens!“ — un fort fauset'r mit fliegend'n Rodschößen.

Dos Dunnerwatter, wos sich drauf über's Bezirksbauamt entloden hot, war sei net vun Papp. Toglang wütete dar Alte wi ee Wilder. Seine Untergabene huschet'n nār noch mit eihgezogene Köppen wie Schatten im Amt rim.

Aber trogalledam, rauskriegt hatt'r dach nisch, denn off sen alten Amtsdienner hatt'r aa net e finkete Verdacht gehatt'.

Z'n Gelid wur einige Zeit drauf d'r Herr Baurat verseht un nu kunnt wieder alles erlöst aufotme.

Aber noch heit, nooch su viel'n Gahrn, denken die Beteiligten noch mannichmol mit Grufeln zerück an ihr'n domolig'n, cholerisch'n Biergefeht'n, „s' Dunnerwatter“.

Dr Magnet!

De Gret is eh Madel, gefund un manierlich, se dreht wie eh Kadel, se is su schie zierlich. Ihrn Vater sei Galdack dar is nett ganz klaa, drim möcht se nu jeder gleich hom als sei Fraa.

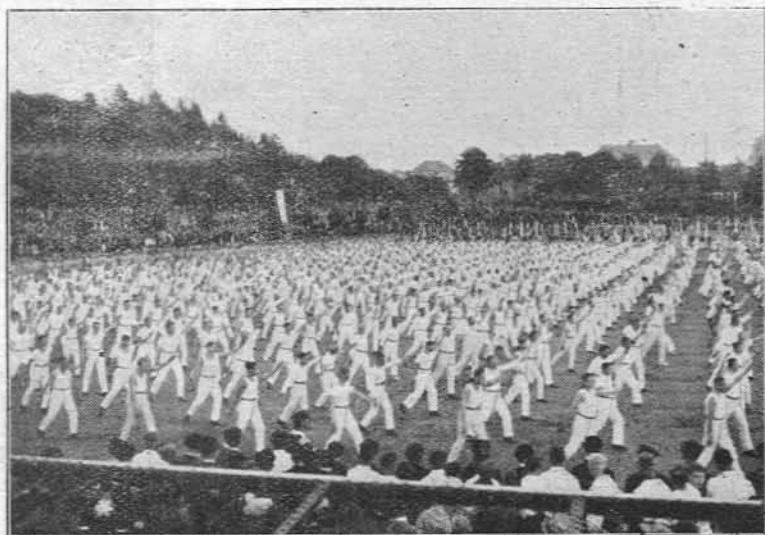
Gertrud Drechsler.

Die Annaberger Heerschau der Erzgebirgs-Turner.

Der stolze Turngau Westergebirge rief am vergangenen Sonnabend und Sonntag seine Turner und Turnerinnen zu einem gewaltigen Gauturnfest, dem ersten im neuen Großgaugebilde, nach der Pöhlbergstadt Annaberg. Die Turnertage nahmen einen überaus glanzvollen Verlauf. Der Sonnabend war vornehmlich den Wettkämpfen gewidmet. In der Riesensporthalle am Fuße des Pöhlberges kam man dann abends zu einem Begrüßungsabend zusammen. Der Festsonntag brachte in aller Frühe die Austragung der volkstümlichen Wettkämpfe. Ein Erleben stellte dann die Morgenfeier mit der Weihe der Gausfahne dar. 1. Gauvertreter B. Lange-Neue gedachte in seiner Weiherede zunächst der Gefallenen des Weltkrieges, deutete hierauf die Symbole der Fahne und weihte sie als ein Zeichen der Einigkeit und der Geschlossenheit zwischen den zum Großgau Westergebirge sich zusammengefundenen ehemaligen Turngauern Erzgebirge und Obererzgebirge. Die Feier wurde umrahmt von Gesängen der Turnerjägerschaft und Musikdarbietungen der Annaberger Stadtkapelle. In der ersten Nachmittagsstunde bewegten sich alsdann zwei imposante Festzüge nach dem



Marktplatz. Hier bewillkommnete Herr Bürgermeister Niedner die Turnerschaft namens der Stadt und der Bürgerschaft. (Beistehendes 1. Bild zeigt die auf dem Marktplatz aufmarschierten Turner und Turnerinnen.) Im gewaltigen Zuge durch die Wolkensteiner- und Lindenstraße nach dem Schillerplatz zurückkehrend, zeigten sodann die gebirgischen Turner ganz vorzüglich ausgeführte Freiübungen usw. Dieses den Tausenden von Zuschauern gebotene Schauturnen stellte einen glanzvollen Höhepunkt und Abschluß des Festes dar. Beste Eindrücke hinterließen die allgemeinen Freiübungen einer Tausendschar wackerer Turnerinnen in ihrem kleidsamen blauen Turnergewand. Die Massenfreiübungen der Turner (die, wie nebenstehendes Bild zeigt, im weißen Turnanzug aufmarschierten), waren gleichfalls äußerst eindrucksvoll und fanden begeisterte Zustimmung der Zuschauermassen. — Die Turnertage 1932 in Annaberg werden noch lange in der Erinnerung aller derer haften bleiben, die ihnen beiwohnen durften.



Kinderfreuden in heißen Sommertagen.



65. Geburtstag Käthe Kollwitz'.

Käthe Kollwitz, die berühmte Graphikerin, wurde am 8. Juli 1867 in Königsberg geboren. Ihre Radierungen aus dem Leben der Armen und Bedrängten zeichnen ein tiefes Mitgefühl aus. Ihre Blätter „Weberaufstand“, „Car-magnole“, „Totes Kind“ und „Arbeitslosigkeit“ sind erschütternde Bekenntnisse.